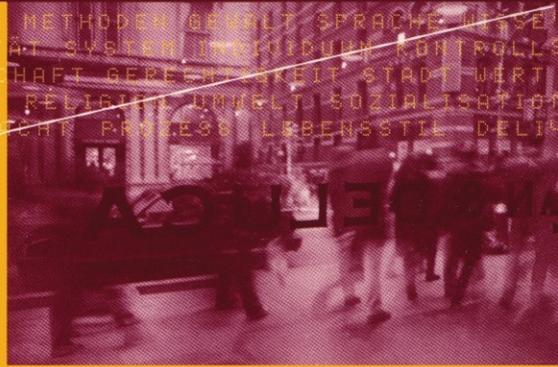


Rudolf Richter

Die Lebensstil- gesellschaft

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEMISCHT SPRACHE WISSEN
SCHAFUNG DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT GERECHTIGKEIT STADT WERT
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT SOZIALISATION
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG MACHT PROZESS LEBENSSTIL DELINQUENZ



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Rudolf Richter

Die Lebensstilgesellschaft

Rudolf Richter

Die Lebensstil- gesellschaft



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN



VS Verlag für Sozialwissenschaften
Entstanden mit Beginn des Jahres 2004 aus den beiden Häusern
Leske+Budrich und Westdeutscher Verlag.
Die breite Basis für sozialwissenschaftliches Publizieren

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage März 2005

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2005

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

ISBN-13: 978-3-8100-3953-8 e-ISBN-13: 978-3-322-80954-4

DOI: 10.1007/978-3-322-80954-4

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	9
Umbrüche zur Dienstleistungsgesellschaft	15
Wir arbeiten: immer und überall	23
Die Freizeitgesellschaft – eine Konsumgesellschaft	41
Die Wissensgesellschaft	55
Gesellschaft ohne Ort und Zeit	65
Der Verlust an Kirche und die Wiedergewinnung von Religion	77
Prozesse der Veränderung	91
Von Lebensführung zu Lebensstilen	103
Eurostyles: Lebensstile in Europa	119
Globale Stile und Regionalismen	137
Ausblick	145
Zitierte Literatur	159

Vorwort

Dieses Buch ist aus meiner langjährigen Beschäftigungen mit Wertewandel, Individualisierung und neuen Lebensstilen sowohl in Forschungsarbeiten als auch in Lehrveranstaltungen an der Universität Wien, an der University of Minnesota in Minneapolis und an der Arizona State University entstanden. Die Idee war, dass alte Formen der sozialen Ungleichheit durch neue ersetzt werden. Wir lebten in den Siebziger- und Achtzigerjahren der 20. Jahrhunderts in einer reichen, wohlstandorientierten Mittelschichtgesellschaft. In einer Gesellschaft, wo die meisten ähnlich viel haben und sich daher ähnlich viel leisten können, kommt es weniger darauf an, was einer hat, sondern wie er seine Möglichkeiten nutzt. Das hängt von Wertvorstellungen ab, von Einstellungen zum Leben aber auch von Lebensumständen. Wenn auch heute die Unterschiede wieder größer werden, wir leben weiterhin in Europa in einer Mittelschichtgesellschaft.

Es kommt hinzu, dass wir in den letzten Jahren eine Ästhetisierung erleben. Die äußere Form wird wichtiger als der Inhalt. Werbung zeigt das aufs Deutlichste. Die Gesellschaft wird kulturalisiert. Kunst ist ein Aushängeschild für Firmen und sie investieren in sie.

Es entwickelte und verbreitete sich eine neue Technologie: die Massenmedien und zuletzt das Internet. Diese schaffen neue Erlebnismöglichkeiten, ungebunden von Zeit und Raum.

Dies alles zusammengenommen lässt eine Gesellschaft im Umbruch entstehen. Wir können diese Umbrüche, das Zusammenbrechen alter Ordnungsstrukturen seit mindestens drei Jahrzehnten verfolgen. Politische Zuordnungen sind nicht mehr eindeutig, das Zusammenwirken von Gewerkschaft und Regierung ändert sich, die Wirtschaft, vor allem die Finanzwirtschaft, wird global organisiert, die Universitäten werden neu organisiert und der Wissenschaftler als Forscher in „Einsamkeit und Freiheit“, wie es der Soziologe Schelsky noch in den Sechzigerjahren bezeichnet hat, ist Forschungsteams mit flacher Hierarchie in naturwissenschaftlichen Labors gewichen. Wir können das bedauern oder auch optimistisch die neuen Formen begrüßen. Wichtig scheint mir wahrzunehmen, dass wir uns in einem Umbruch befinden. Um die Beschreibung dieser Umbrüche, um die Erkenntnisse sozialwissenschaft-

licher Forschung für eine hoffentlich breite Leserschaft zusammenzufassen, darum geht es mir hier.

Wenn auch das Schreiben dieses Buches eine individuelle Tätigkeit war, es war keine einsame und es entstand in Gedankenaustausch und Mithilfe. Ich danke den Studierenden, die mit mir Inhalte in den Lehrveranstaltungen diskutierten, und den zahlreichen Kollegen und Kolleginnen, die mir bewusst oder unbewusst Anregung gegeben haben. Dazu gehören David L. Altheide, Hans-Peter Müller, Stefan Hradil, Heinz-Günther Vester, Sylvia Supper, Ulrike Forschauer, Anselm Eder und viele mehr, mit denen ich meine Ideen in privaten Gesprächen, auf Kongressen und Seminaren diskutieren konnte.

In der letzten Phase der Fertigstellung des Manuskripts haben mir vor allem Valerie Moser, Daniele Lipp und Eva Richter sehr geholfen. Ich möchte mich an dieser Stelle bei ihnen bedanken.

Eigene Forschungen, die in dieses Buch eingearbeitet sind, wurden von der Wiener UNESCO-Kommission, dem Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, dem Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank und der Hochschuljubiläumsstiftung der Gemeinde Wien, dem Bundesministerium für Wirtschaft und Verkehr sowie der Europäischen Union gefördert. Für Sekundärauswertungen konnte ich auf Daten des Fessel+GfK Instituts zurückgreifen. Dafür sage ich Dank.

Wien 8. November 2004

Rudolf Richter

Einleitung

Die Industriegesellschaft war der Aufklärung verpflichtet. Vernunft, Klarheit, Emanzipation, Eindeutigkeit und Linearität waren und sind die Ziele der Moderne. Davon scheint man sich in unserer heutigen Wissensgesellschaft zu entfernen. Wir sind umgeben von neuen Formen der Religiosität, von Esoterik, von vielfältigen Werten und unbestimmten Richtungen, in denen sich die Gesellschaft bewegt.

Wir rasen in einem Aufzug steil nach oben, aber er bewegt sich von Meisterhand geschaffen und durch Software gesteuert so kontinuierlich, dass wir die Bewegung nicht bemerken. Dann, wenn wir aussteigen, sind wir plötzlich in einer anderen Umgebung. Wenn man 1970 jemanden in einen Tiefschlaf versetzt hätte und er wäre 2000 wieder erwacht, er hätte die Welt nicht mehr erkannt. Diese dreißig Jahre haben eine Umwälzung geschaffen, zu der es früher Jahrtausende brauchte. 90% der Artefakte, das heißt, der Gebrauchsgegenstände, mit denen wir umgehen, sind in den letzten 30 Jahren entstanden. Es ist berechtigt, hier von einer neuen Gesellschaft zu sprechen.

Wo gehört man hin?

Die Änderungen in unserer Umwelt haben auch Auswirkungen auf die Gesellschaftsstruktur, auf die Art und Weise, wie das menschliche Zusammenleben organisiert ist. Man kann recht einfach sagen: Es ist unübersichtlicher geworden.

Ist es heute dem Einzelnen noch klar, wo er hingehört, welche gesellschaftliche Position er innehat? Man ordnet sich Gruppen zu – dem Sportklub, dem Freundeskreis, der Familie, dem Freizeitverein – aber diese Zugehörigkeit ist fluktuierend und nicht dauerhaft. So gefestigt, wie sie früher waren, sind diese Gruppen nicht mehr. Die Familie ist individualisiert, Personen stehen in Beziehung zueinander, aber das Zusammengehörigkeitsgefühl hat nachgelassen. Man kann die Zugehörigkeit zu diesen Gruppen relativ leicht auflösen und tut das auch.

In der Mitte der Gesellschaft gibt es Gedränge. Fast alle sind mittlere Angestellte oder Beamte, sehr wenige Arbeiter. Aber diese Kategorien sind nicht eindeutig. Wann ist einer Arbeiter? Einer, der eine Bautätigkeit verrichtet, ist Arbeiter, wenn er dies in einem privaten Betrieb tut, er zählt aber als Angestellter, wenn er diese Tätigkeit in einem Gemeinde- oder Staatsbetrieb ausübt. Ein Metzger, der früher ein Geschäft hatte, jetzt im Supermarkt arbeitet, wechselte vom Selbständigen zum Angestellten. Er behält seine Lebensweise und auch seine Arbeit im Großen und Ganzen bei, er tut dasselbe wie vorher, muss möglicherweise nicht mehr so viel arbeiten, weil buchhalterische, administrative Tätigkeiten wegfallen und er sich ganz auf die Fleischhauerei konzentrieren kann, steht aber in einem völlig anderen Dienstrecht und hat völlig andere rechtliche Rahmenbedingungen. Seine Arbeitszeit ist nun gewerkschaftlich geregelt. Woraus zieht er seine Identifikation? Sieht er sich als Angestellten, vergleichbar mit der Dame an der Kasse oder als Fleischhauer, vergleichbar mit dem Selbständigen? Als was wollen wir ihn bezeichnen?

Vielleicht ist die Art des Berufs nicht mehr so wichtig. Man beurteilt Leute nicht mehr ausschließlich nach ihrem Berufsstand, sondern begegnet ihnen auf der Ebene, die für die Begegnungssituation adäquat ist. Zum Beispiel genügt es, ihn als Fußballinteressierten zu identifizieren oder als Mitglied eines Sportclubs, als Tennispartner oder Mitwanderer, als Bekannter aus dem Tanzklub. Es genügt ihn als Menschen zu charakterisieren, der Coca-Cola oder Bier- oder Weintrinker ist, der Fleisch isst, im Gegensatz zu einem Vegetarier und wir können uns mit ihm über diese Dinge unterhalten. Wissen wir, wenn wir Clubmitglieder sind, immer, welchen Beruf die anderen Mitglieder haben? Ist dieses Wissen notwendig?

Wir beurteilen den anderen nicht mehr (nur) nach seiner unmittelbaren Erwerbstätigkeit. Es ist bestenfalls wichtig, ob er erwerbstätig ist oder nicht. Wichtiger sind die Freizeit- und Konsumgewohnheiten. Ob man die gleichen Interessen teilt, mit dem anderen auf ein Bier gehen kann oder lieber in einer Konditorei Kaffee trinkt. In unserer Freizeitgesellschaft wird es wichtig, ob man gemeinsam etwas unternehmen, sprich: konsumieren kann. Darüber wollen wir uns mit dem anderen verständigen.

Diese Umorientierung bringt auch neue Kategorien gesellschaftlicher Einordnung mit sich. Wir orientieren uns immer weniger an den klassischen Kategorien der Industriegesellschaft, nicht mehr daran, ob einer Arbeiter oder Unternehmer ist, sondern an neuen Kategorien, ob einer lieber Fußball spielt oder Golf – oder beides, ob sie allein lebt oder mit einem Partner, verheiratet oder unverheiratet ist, ob sie am Wochenende lieber klettern geht oder ins Schwimmbad, ob er lieber Klassik hört oder Volksmusik, welcher Radiosender bevorzugt wird und ob ein Anschluss ans Internet im Haus vorhanden ist. Wir ordnen den anderen nach Konsumgewohnheiten ein. Dazu kommen ästhetische Kriterien und solche des Geschmacks. Die passende Kleidung, die passende Inszenierung ist wichtig. Dafür hat sich der Begriff Lebensstile eingebürgert.

Unsere Lebensstilgesellschaft ist eben keine Klassengesellschaft mehr, schon gar keine Standesgesellschaft, obwohl sie Merkmale beider in sich trägt. Manche Berufsgruppen etwa, zum Beispiel die Ärzte und Psychologen sind standesgemäß organisiert, und natürlich gibt es noch deutliche Unterschiede im Reichtum, es gibt Armut und Benachteiligung, auf die uns die Metapher der Klassengesellschaft hingewiesen hat. Diese treten aber gegenüber den Verhaltensgewohnheiten, Einstellungen und Freizeitvorlieben in den Hintergrund. Lebensstile werden wichtiger.

Raum und Zeit verflüchtigen sich

Es gibt in allen wichtigen Bereichen der Gesellschaft Veränderungen. Umbrüche können wir sie nennen, weil sie alte Strukturen zusammenbrechen lassen. Das gilt für die sozialen Gruppen, aber auch für so fundamentale Kriterien wie Zeit und Raum. Nicht nur die Quantenphysik hat ergeben, dass diese Kategorien nicht so eindeutig sind, auch im sozialen Leben spielen Raum und Zeit eine unwichtiger werdende Rolle. Der österreichische Quantenphysiker Anton Zeilinger konnte zeigen, dass Informationen von einem Teilchen auf ein anderes übertragen werden, ohne dass diese einen Raum und eine Zeit messbar überwinden. Populär ist dieser Vorgang unter „beamen“ bekannt. Auch im sozialen Bereich gelten die traditionellen Regeln von Raum und Zeit immer weniger. Heute kommunizieren wir über den Globus in Echtzeit und können Räume und Zeiten über das Internet in unmerklichen Geschwindigkeiten überwinden.

Die Moderne führte die Linearität der Zeit ein. Die Uhr, früher auch beziehungsweise Chronometer genannt, unterteilte die Zeit in Sequenzen. Eines kam nach dem anderen. Der Tag konnte klar in Freizeit und Arbeitszeit unterteilt werden und diese wieder sequentiell strukturiert in Pausen und Arbeitstätigkeiten, in Haushaltsarbeit, Fernsehen und Ausgehen. Die typische industrielle Arbeitsweise wurde in Abfolge verrichtet. Das Fließband, in dem eine Tätigkeit auf die andere folgt, ist der Prototyp dafür. Heute besticht Informationsarbeit durch Gleichzeitigkeit, sie ist an keinen Tages- und Nachtrhythmus gebunden. Über Breitbandkabel werden alle möglichen Arbeitsprozesse weltweit übertragen.

Noch sind wir weit von einer Gesellschaft entfernt, in der ein linearer Ablauf von Zeit keine Rolle mehr spielt. Die meisten Erwerbstätigen gehen noch täglich zu einem festgesetzten Zeitpunkt zur Arbeit und verlassen ihren Arbeitsplatz zu einem ebenso festgelegten Zeitpunkt. Arbeit, in der man über die Zeit selbständig verfügen kann, ist selten. Weder gibt es so viel Heimarbeit, noch gestalten die Betriebe die Arbeit so, dass man kommen und gehen kann, wann man innerhalb eines 24 Stundenrahmens will, noch können die meisten Arbeitnehmer ihre Arbeit mit nach Hause nehmen und diese dann erledigen, wann immer sie wollen.

Ebenso bleibt in der Freizeit die Zeit zum Teil linear strukturiert. Zwar kann man zu jeder Zeit ins Fitness Center gehen und die Geräte nach Lust und Laune benutzen, aber für die Tennisstunde muss ein Termin vereinbart werden, und Aerobic unter Anleitung findet nur zu bestimmten festgesetzten Zeiten statt. Wir können also auch hier noch nicht Zeit beliebig und das heißt individuell und spontan nutzen.

Andererseits hat sich bereits viel geändert. Ein Großteil verwendet E-Mail im Betrieb und manche bereits auch privat. Man kann vierundzwanzig Stunden am Tag Briefe wegschicken und empfangen. Die Sendungen im Fernsehen können aufgenommen und zu jeder Zeit abgespielt werden. Filme mit Pay-TV kann man nach Belieben abrufen, man ist an keine Programmstruktur mehr gebunden. Das Fernsehen hat uns die Welt in die abgeschlossene Sphäre des Wohnzimmers gebracht. Es begann nach der Mitte des 20. Jahrhunderts. Erst seit rund fünf Jahrzehnten steht der Apparat in den Haushalten. Heute machen die 40 Fernsehkanäle, Video und DVD unabhängig von der Tageszeit jede gewünschte Information verfügbar. Im Wohnzimmer ist die Welt – wann immer die Bewohner es wollen.

In Zukunft werden wir uns eine Brille aufsetzen können und eine entsprechende Software wird uns die gewünschte Realität vorspielen. Japanische Einrichtungshäuser verwenden bereits solche Geräte. Man kann durch eine virtuelle Wohnung schreiten, Möbel arrangieren und zwar so, als ob man sich darin befände. Man steht neben dem Kasten, man sitzt bei Tisch und man kocht am Herd und lehnt in der Sitzbank vor dem Fernsehgerät, so als ob man sich in der wirklichen Wohnung bewegen würde.

Aber das sind Weiterentwicklungen, die man vielleicht Mitte des 21. Jahrhunderts als selbstverständliche Hilfsmittel zur Gestaltung von Räumen einsetzen wird. Einstweilen bewegen wir uns noch in richtigen Wohnungen. Wir werden auch in Zukunft nicht in unsere eigenen vier Wände zurück fallen und das Leben nur mehr vor dem Bildschirm verbringen.

Es gibt esoterische Gruppen, die ihr Leben nach den Rhythmen der Natur ausrichten. Ein zyklisches Zeitverständnis kehrt wieder, in dem man sich am Biorhythmus orientiert, der nichts mehr mit der linearen Zeit der mechanischen Uhr zu tun hat. Die innere Uhr der biologischen Abläufe wird bestimmend für das alltägliche Leben.

Natürlich gibt es nach wie vor lineare Zeit, wir sehen auf die Digitaluhr, wir haben Termine, wir planen voraus und wir sehen nicht zuletzt an den Kindern, die heranwachsen und an den Alten, die sterben, wie Zeit vergeht. Aber neben diesen gewohnten Abläufen wird die Gesellschaft zunehmend zeitlos.

Arbeit war an einen geographischen Ort gebunden, heute kann sie überall stattfinden: Am Arbeitsplatz, zu Hause, auf der Badewiese, im Auto, selbst beim Gehen durch die Straßen, indem man mit dem Handy telefoniert oder rasch in den Palm einen Termin eintippt und eine Website aufruft. Das Arbeitsmittel, die Information, wird ortlos.

Selbstverständlich haben wir auch noch Raum. Wir leben in einer Wohnung, wir gehen in der Nachbarschaft spazieren, wir machen einen Wochen-

endausflug ins Grüne oder planen eine Urlaubsreise, die uns um den halben Erdball bringt. Aber wir erleben Zeit und Raum nicht mehr in der gleichen Weise wie noch vor einigen Jahrzehnten, wir benützen sie nicht mehr in der selben Weise, wie noch vor einigen Jahren.

Derzeit leben wir noch mit linearer Zeit und dreidimensionalen Raumvorstellungen, aber vieles, was wir erleben und erfahren, findet außerhalb dieser Kategorien statt. Selten wird uns dies bewusst. Denken wir je darüber nach, dass 95% dessen, was wir zum Beispiel an Musik hören, weder zeit- noch raumgebunden ist? Man legt nach Belieben die CD ein und hört seine Lieblingsmusik. Wir sind nicht an einen Konzertsaal und eine Aufführungszeit gebunden. Musikhören ist zeitlich und räumlich ungebunden geworden. Die transportablen Geräte, vom Walkman bis zum modernen MP3 Player, steigern diese Orts- und Zeitungebundenheit noch.

Globalisierung und Lebensstile

Wir bemerken heute zwei Prozesse gleichzeitig: einerseits Globalisierung, andererseits aber auch Lokalisierung.

Globalisierung zeigt sich in der weltübergreifenden Wirtschaft, in den McDonalds Filialen in Afrika und in Peking, im allgegenwärtigen Coca Cola, in den weltüberspannenden Medien. Sie zeigt sich in der Industrie, wo Planung, Besorgung der Materialien und ihr Zusammensetzen weltweit in einem Konzern verstreut sind. Wenn wir in einem deutschen Auto sitzen, dann sind die Armaturen in Asien hergestellt und die Stoffe vielleicht in Indien.

Diese Globalisierung erzeugt auch internationale Lebensstile, die ebenfalls weltüberspannend sind. Sie sind einheitlich und erkennbar. Dazu gehören die Managereliten, die internationalen Austausch pflegen. Die Herren im grauen Anzug mit Aktenkoffer und Handy sind an den Flughäfen in London, New York, Abu Dhabi, Singapur, Peking, Kapstadt, Mexiko, Buenos Aires oder Kenia austauschbar. Wie auch die Flughäfen, die international ein grundlegendes wiedererkennbares Design haben, mit vielleicht lokalen Accessoires. Die Internationalisierung schlägt sich nicht nur im Verhalten, sondern auch in der Architektur internationaler Einrichtungen wider. Globalisierung bedeutet Vereinheitlichung.

Neben Globalisierung und Vereinheitlichung regen sich aber auch Nationalisierung, Regionalisierung und Unterschiedlichkeit. Im internationalen Einerlei wird man sich wieder regionaler Besonderheiten bewusst. Die Nachbarschaft in der Stadt lebt auf. Stadtteilstädte sollen an alte Dorfstädte anschließen. Man belebt Bräuche der Vorfahren. Ein neues Traditionsbewusstsein entsteht. Auffällig ist dies in Europa bei der dritten Generation von Migranten, die sich plötzlich wieder an die Kultur ihrer Großeltern erinnern. Wiederbelebtes Bewusstsein ethnischer Zugehörigkeit, das die Moderne überwunden glaubte, entsteht neuerlich. Dazu gehören auch die negativen Ent-

wicklungen des Nationalismus, der Abgrenzung und Fremdenfeindlichkeit. Sie entstehen vor allem in den Randgruppen der globalisierten Lebensstilgesellschaft, die sich noch stärker durch materielle Ressourcen als durch ästhetische Kriterien definieren: bei den Armen, vom Reichtum Ausgeschlossenen, oft Ungebildeten und Vernachlässigten der Industriegesellschaft.

In Lebensstilen können wir beides entdecken, einerseits globalisierende, verallgemeinernde Tendenzen, andererseits die Suche nach individueller Identität. Lebensstile haben es an sich, dass sie mit anderen geteilt werden, gleichzeitig aber auch als Ausdruck der Individualität gelten. Sie eignen sich daher vortrefflich eine Gesellschaft zwischen Kollektivierung und Individualisierung, Globalisierung und Regionalisierung, eine Gesellschaft fast ohne Raum und Zeit zu beschreiben.

Ich spreche in diesem Buch an mehreren Stellen von einer Lebensstilgesellschaft und ich meine damit auch, dass Lebensstile das Alltagsleben in der Gesellschaft prägen. Sie vermitteln, wie Arbeit und Freizeit, Familie und Freundschaft, Geselligkeit und Alleinsein, Sport und Muße wahrgenommen werden, welche Rolle sie im Leben spielen und auch wie sie ausgeübt werden. Kann man sich in Ruhe zurücklehnen und die Situation genießen, ohne etwas zu tun? Oder gehört zum Genießen unbedingt ein Buch, ein Glas Wein oder ein Partner? Empfindet man es entspannend, in Gesellschaft zu sein, locker auf einer Cocktailparty auch mit fremden Leuten zu plaudern oder ist es entspannender, alleine im Wald spazieren zu gehen? Liebt man kleine Geschäfte in den Straßen der Stadt oder hat man das richtige Einkaufsgefühl erst in einer Shopping City mit vielen Läden? Trauert man dem Kino an der Ecke nach – das die meisten wohl gar nicht mehr kennen – oder genießt man es im weichen Kinosessel zu versinken und einen Breitwandfilm mit Dolby-Sound in einem Kino Center anzusehen? Oder fällt vielleicht beides zusammen, einmal dies, einmal jenes? Wie setzen wir unsere Vorstellungen durch? Wo ist der Markt, in dem wir mit unseren Wahrnehmungsmustern reüssieren, uns bewähren können und Erfolg haben? Gibt es Lebensstile, die im 21. Jahrhundert erfolgreicher sein werden als andere? Warum? Welche sind das?

In einem ersten Teil werde ich die Umbrüche in der Arbeitswelt, in Ort und Zeit und in dem Sinnhorizont der Gesellschaft, der Religion, beschreiben. Diese Umbrüche erfahren wir, so die These des Buches, im Übergang von einer Industrie- zu einer Wissensgesellschaft. Im zweiten Teil schlage ich vor, die neue Gesellschaft unter dem Aspekt von Lebensstilen zu betrachten. Der dritte Teil bringt einen Ausblick.

Umbrüche zur Dienstleistungsgesellschaft

Wir stehen am Beginn einer Entwicklung zu einer Wissensgesellschaft. Das wird allgemein akzeptiert und klingt kaum überraschend. Man muss sich aber neben der beiläufigen Selbstverständlichkeit dieser These die Umbrüche ins Gedächtnis rufen, die damit verbunden sind. Diese neue Gesellschaft ist nicht mehr mit unseren altvertrauten Kategorien und Vorstellungen angemessen zu beschreiben. Nicht, weil es die alten Kategorien, in denen wir die Gesellschaft einordneten, nicht mehr gäbe, sondern weil sie ihre Bedeutung geändert haben. Sie haben an Relevanz eingebüßt.

Diese alten Begriffe waren Arbeit, Klasse, Schicht, auch Religion und Pflichtwerte. Damit konnten wir die Industriegesellschaft vortrefflich beschreiben. Natürlich sind die damit beschriebenen sozialen Phänomene nicht völlig verschwunden. Arbeit vor allem in Form von Erwerbsarbeit spielt nach wie vor eine herausragende Rolle. Es gibt noch Unterschiede im Bewusstsein der sozialen Lagen, im Zugang zu den Ressourcen, in der Verfügbarkeit von Mitteln, die man trefflich mit dem Klassenbegriff beschreiben könnte. Das heißt aber noch lange nicht, dass wir in einer Klassengesellschaft leben. Es gibt auch ständische Elemente etwa in der Bauernschaft oder im Adel. Niemand würde unsere heutige Gesellschaft aber als Feudalgesellschaft bezeichnen. Dass die Landwirtschaft auch in unserer Gesellschaft eine bedeutende politische Rolle spielt und sich die EU-Erweiterung um sie als zentrales Problem dreht, heißt nicht, dass wir heute in einer Agrargesellschaft leben.

Die Elemente früherer Gesellschaften leben auch heute fort. Die Industriegesellschaft des zwanzigsten Jahrhunderts ist noch nicht völlig verschwunden. Es gibt nennenswerte industrielle Produktion und ein gewisser Anteil der Bevölkerung (immerhin durchschnittlich 30% in Europa) arbeitet in diesem Sektor. Dennoch löst sich die klassische industrielle Arbeitsweise auf. Anderes bestimmt das Leben als die industrielle Produktion. Die Finanzmärkte sind wohl das auffälligste Beispiel dafür. Die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts, so die zentrale These dieses Buches, wird nur mit neuen Begriffen beschrieben werden können. Das soll hier illustriert werden.

Von der Industriegesellschaft zur Dienstleistungsgesellschaft

Arbeit ist das axiale Prinzip einer Industriegesellschaft. Auch heute dreht sich noch alles um Arbeit und wir verstehen darunter vor allem Erwerbsarbeit. Allerdings ist ihr Stellenwert ein anderer geworden. Die Art und Weise, wie wir Güter produzieren und auch welche wir produzieren, hat sich geändert. Heute bedeutet Erwerbsarbeit immer weniger die Herstellung von materiellen Produkten, sondern immer mehr das Erbringen von Dienstleistungen. In der frühen Agrargesellschaft richtete sich die Produktion vor allem auf Nahrungsmittel, in der Industriegesellschaft auf materielle Güter und heute ist Service gefragt.

Wie dramatisch sich die Art der Produktion verschoben hat, zeigt die Statistik, die die Erwerbstätigen nach Wirtschaftssektoren darstellt. Wenn wir von Agrar-, Industrie- oder Dienstleistungsgesellschaft sprechen, dann betrachten wir nicht den absoluten Output an Produkten aus diesen Sektoren, sondern den Anteil der Personen, die diesen Output produzieren. Üblicherweise wird von einem primären (Landwirtschaft), einem sekundären (Industrie) und einem tertiären (Dienstleistungen) Sektor gesprochen. Das starke Anwachsen des tertiären Sektors führt dazu, dass ihn manche auch in einen quartären und quintären Sektor aufspalten, die dann Finanzmärkte, Informationstechnologie und Bildungsinstitutionen gesondert beinhalten.

Betrachten wir die historische Entwicklung zur Wissensgesellschaft.

Zunächst nimmt im 20. Jahrhundert der primäre Sektor deutlich ab. Dieses Absinken der Beschäftigten in der Landwirtschaft ist dramatischer, als der Zuwachs im sekundären Sektor, oder auch neuerdings das Ansteigen des tertiären Sektors. Im 19. Jahrhundert arbeitete in Deutschland etwa die Hälfte der Erwerbstätigen im primären Sektor, in Österreich waren es nahezu zwei Drittel. Frankreich lag um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit einem Anteil an Arbeitskräften im primären Sektor von 56% etwa im mittleren Bereich Europas. Nur England war zu dieser Zeit bereits voll in die Industriegesellschaft eingestiegen. Etwas über die Hälfte der Arbeitskräfte war in der Industrie tätig, der primäre Sektor war bereits auf 20% gesunken. Die wirkliche Dynamik der Veränderung begann um die Jahrhundertwende und dann nach dem ersten Weltkrieg. Der Landwirtschaftssektor in Deutschland gemessen an den Berufstätigen nach Wirtschaftssektoren fiel von rund 50% im Jahr 1882 auf 29% im Jahr 1933, gleichzeitig stieg der tertiäre Sektor fast auf das Doppelte an, nämlich von 17% auf 31%. Diese Werte stabilisierten sich bis in die Sechzigerjahre, um die Jahrtausendwende nahm der Anteil der Personen, die in der Landwirtschaft arbeiteten, auf 3% ab. Der tertiäre Sektor verdoppelte sich nochmals auf bis über 60%. Ähnliche Verhältnisse finden sich im letzten Jahrhundert überall in Europa.¹ Der industrielle Sektor stieg dabei seit der

1 Siehe International Historical Statistics von Mitchell 1998 und eigene Berechnungen.

Mitte des 19. Jahrhunderts keineswegs ebenso stark an. Er beschäftigte damals in den meisten Ländern Europas zwischen 20% und 30% der Erwerbstätigen und erreichte zumeist vor dem zweiten Weltkrieg seinen Höhepunkt mit 35% bis 40% an Beschäftigten. Natürlich gibt es länderspezifische Unterschiede. Spanien hatte keinen ausgeprägten Industriesektor im 19. Jahrhundert, der stieg erst nach dem zweiten Weltkrieg an. Das gilt auch für den industriellen Sektor Österreichs. In keinem Land erreicht er aber jene Beschäftigtenquote die früher die Landwirtschaft hatte und die jetzt der Dienstleistungssektor hat.

Der Anteil der Beschäftigten in der Landwirtschaft fiel in einem Jahrhundert auf ein Zehntel seiner ursprünglichen Größe und manchmal noch tiefer. Das gilt für ganz Europa: in Frankreich auf 4,4%, in Italien auf 4,8%, in den Niederlanden auf 3,5%. Analog stieg kein anderer Sektor so rasch an, wie der Agrarsektor fiel. Der Dienstleistungssektor nahm um das Drei- bis Vierfache zu, nicht um das Zehnfache.

Es arbeiten also wenige Erwerbstätige im primären Sektor. Trotz des geringen Anteils der Erwerbstätigen im Agrarsektor und seines geringen wirtschaftlichen Beitrags insgesamt gesehen, werden in Europa viel mehr landwirtschaftliche Güter produziert als je zuvor, jedenfalls mehr als benötigt werden. Nur ein Beispiel: In Deutschland lag die Weizenproduktion 1970 bei etwa 2000 Tonnen, 1989 bei 3500. Durch die Medien geisterte von Zeit zu Zeit der Butter- oder Schweinberg. Die Produktion von Fleisch in Österreich stieg von 1960 bis 1993 von 391 Tonnen auf 605, in Westdeutschland verdoppelte sie sich fast in der gleichen Zeitspanne (von 2600 auf 5100 Tonnen).² Die neue Agrarpolitik der EU wird Bauern unterstützen, die nicht Nahrungsmittel produzieren, sondern nur mehr die Landschaft pflegen.

Das ist eine erste Erfahrung auf dem Weg zu einer Dienstleistungsgesellschaft: Die Anzahl der Arbeitenden sagt nichts über die Produktivität aus. Zwar erwirtschaftet die Landwirtschaft nur mehr einen geringen Teil des Bruttosozialprodukts, die 4% Erwerbstätigen in diesem Bereich tragen nur zu 2% zum Bruttosozialprodukt bei, aber absolut gesehen gibt es Überproduktion.

Die Entwicklung zeigt, dass trotz der geringen Anzahl der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft und dem anteilig geringen Beitrag zum Bruttosozialprodukt die absolute Menge der Produktion gestiegen ist. Dies wird vor allem durch Zusammenlegen von Flächen, mehr noch aber durch die Mechanisierung verursacht. Landwirtschaftliche Maschinen erleichterten die Arbeit im letzten Jahrhundert ungemein. Vielleicht hat sich in keinem anderen Bereich stärker als in der Landwirtschaft Rationalisierung durchgesetzt. Mägde und Knechte sind fast völlig vom Hof verschwunden, allenfalls werden hie und da noch Saisonarbeiter eingestellt.

Weder die Rationalisierungsmaßnahmen in der Industrie und schon gar nicht solche im Dienstleistungssektor haben heute einen derartigen Arbeits-

2 Zahlen: Mitchell 1998